

DIE BRÜDERMISSION IN SÜDAFRIKA-WEST WÄHREND DES BURENKRIEGES 1899 - 1902

von Bernhard Krüger, Kapstadt

Der folgende Aufsatz beruht auf dem Studium der einschlägigen Diarien, Protokolle und Briefsammlungen im Gnadenthaler Archiv und der Zeitgeschichte. Er ist eine Vorarbeit zur Geschichte von Südafrika-West, 1869 - 1960, die noch geschrieben werden muß.

Um die Jahrhundertwende leitet der Burenkrieg eine neue Epoche in der Geschichte von Südafrika-West ein. Er ist der erste von drei Kriegen, die die deutschen Missionare, ihre südafrikanischen Mitarbeiter und ihre Gemeinden im 20. Jahrhundert in diesem Teil des britischen Imperiums zu überstehen hatten.

I

Am Ende des 19. Jahrhunderts bestand die Brüdermission im Kapland aus neun von den Missionaren patriarchalisch betreuten, vom Modell der deutschen Ortsgemeine geprägten, auf Seelenpflege ausgerichteten Missionsstationen, mit einer jungen Stadtarbeit und einer jungen Missionsarbeit unter Schwarzen als Anhängsel. Martin Schütz, von dem ein Aufsatz über die Herrnhuter Mission in Südafrika-West am Ende des 19. Jahrhunderts vorliegt, schreibt: "Es ist offensichtlich, daß auch noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Ideal immer noch in der nur in der Landgemeinde erstrebaren geschlossenen Siedlung lag, wobei die neue Lage in den Städten nur anhangsweise in den Blick kam "(1). Das Ziel, darüber hinaus eine landweite Kirche zu bauen, lag den Herrnhuter Missionaren am Kap noch fern. Die einzelnen Stationen waren auch so weit voneinander entfernt, daß die Geschwister weitgehend auf sich selbst gestellt waren.

Auf jeder Station lag die Leitung fest in der Hand der Missionskonferenz. Sie bestand aus den Missionaren am Ort und ihren Frauen, einschließlich des Geschäftsbruders, der den "Winkel" (2) besorgte. Für die sehr großen und einträglichen Geschäfte in Gnadenthal, Mamre und Elim war je ein Bruder vollamtlich verantwortlich. Auf den kleineren Stationen wurde der Winkel nebenamtlich besorgt. Vorsitzender der Missionskonferenz war der örtliche Vorsteher. Ein anderes wichtiges Amt war das des Schulbruders. Er hatte die Aufsicht über die Schule am Ort, in der farbige Lehrer und "Schulajas" (3) unterrichteten. In Gnadenthal gab es 6 Missionsgeschwister, unter ihnen den Präses, Paul Hennig, und den Direktor der Gehilfenschule, Th. Renkewitz. In Mamre und Elim waren es je 3 Geschwisterpaare, auf den kleineren Stationen je 2 (Goedverwacht, Enon) oder je 1 (Clarkson, Wittewater, Berea). Bis 1899 führten die Missionsgeschwister noch auf jeder Station einen gemeinsamen Haushalt.

Ein Sonderfall war Pella, wo der einzige ordinierte südafrikanische Bruder, den die Provinz damals hatte, Izak Uys, zugleich als Prediger und als Schulleiter tätig war. Pella unterstand noch dem Vorsteher von Mamre. Es ist bemerkenswert, daß 60 Jahre, nachdem der weiblickende Hallbeck die Gehilfenschule in Gnadenthal gegründet hatte, nur ein einziger einheimischer Predi-

ger im Dienst in Südafrika-West stand. Ebenso bemerkenswert ist es, daß zwar die Aufseher, die den Missionaren bei der äußeren Ordnung auf den Stationen zur Seite standen, von den Einwohnern gewählt wurden, daß aber die Kirchendiener und -dienerinnen, die bei der kirchlichen Bedienung zu helfen hatten, immer noch von den Missionaren berufen wurden, beides so, wie es bereits von Hallbeck eingeführt worden war (4).

In der Pflege der geschlossenen Landgemeinden lag also der Schwerpunkt der Arbeit. Man hat zwischen den Grantstationen und den Eigentumsstationen zu unterscheiden. Die 3 ältesten, Gnadenthal mit Berea, Mamre und Enon, waren ein Grant der Regierung, d. h. sie waren der Mission nur in Treuhänderschaft von der Kolonialregierung übergeben mit der Auflage, sie im Interesse der Bewohner zu verwalten (5). Hier hatten die Missionare auch die kommunale Verwaltung, ohne jedoch die Machtmittel des Staates dafür zu besitzen. Das hatte wiederholt zu Schwierigkeiten geführt, da die Einwohner geneigt waren, die Station als ihr Eigentum zu betrachten, die Mission andererseits die Autorität des Eigentümers ausüben mußte, aber letztlich der Staat der Besitzer geblieben war. Einfacher lagen die Dinge auf den Eigentumsstationen Elim, Goedverwacht, Wittewater und Pella. Hier hatte die Mission den Platz käuflich erworben und es stand von vornherein fest, daß sie als Eigentümerin auftreten konnte.

Beiden Arten von Stationen war gemeinsam, daß die Missionare die Einwohnerschaft patriarchalisch mit Hilfe der Aufseher und der Kirchendiener betreuten, sowie mit Hilfe von Ordnungen, in denen Äußeres und Geistliches miteinander verbunden war. Das gilt auch für Clarkson, das in Bezug auf das Eigentumsrecht einen Sonderfall darstellte. Wirtschaftlich gesehen waren diese Farbigendörfer nicht zu lebensfähigen Einheiten herangereift. Die Industrialisierung des Landes hatte es seit 1880 mit sich gebracht, daß viele Einwohner anderwärts Verdienst suchen mußten, so daß die Orte immer mehr für Frauen, Kinder und Alte da waren.

Erst im Jahr 1883 war ein Bruder nach Kapstadt berufen worden, um die dort arbeitenden Leute von den Landstationen zu betreuen, die aber Mitglieder ihrer Heimatgemeinden bleiben sollten, und um unter dem kirchenlosen Teil der Bevölkerung zu missionieren. Mit demselben Auftrag fing Bruder C.S. Günther im Jahr 1899 in Port Elizabeth eine Arbeit an.

Unitätsdirektor Charles Buchner hatte bei seiner Visitation im Jahr 1893 zu seiner Überraschung festgestellt, daß es auch in der Kapkolonie noch viele Heiden gab, und zwar besonders unter den Schwarzen im Ostkap (6). Das führte dazu, daß ein Bruder von Enon aus unter den Schwarzen im Sonntagsflußtal zu arbeiten anfing. Als diese von den Farmern ausgewiesen wurden, erlaubte die Mission einem Teil von ihnen im Jahr 1898, sich auf dem Grund und Boden von Enon anzusiedeln. Es entstand das Dörfchen Bersaba. Und im selben Jahre wurde ein Bruder, der der Xhosasprache mächtig war, Bruder E.W. Schaaf, berufen, in Wittekleibosch bei Clarkson unter den Fingus zu wohnen und zu arbeiten (7).

Alle wichtigen Direktiven für die Arbeit gingen von der Missionsdirektion in Berthelsdorf aus, die ihrerseits die Beschlüsse der Generalsynoden auszu-

führen hatte. Ihr örtlicher Bevollmächtigter war der Präses in Gnadenthal. Zusammen mit zwei von der Missionsdirektion ernannten Missionaren bildete er die Leitung der Provinz, die Helferkonferenz. Etwa alle zwei Jahre trafen sich die Missionare zur allgemeinen Missionskonferenz in Gnadenthal. Die Sitzungen waren geschlossen, nur die Frauen der Missionare durften als stumme Zuhörer teilnehmen und seit 1898 auch gelegentlich der einheimische Prediger. Ihre Beschlüsse mußten der Missionsdirektion zur Billigung vorgelegt werden.

Schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatten die Generalsynoden den Gemeinden aus den Heiden das Ziel der Selbständigkeit gesteckt (8). Aber man war in Südafrika-West am Ende des Jahrhunderts damit noch sehr wenig weit gekommen. Paul Hennig schreibt 1900 an die Missionsdirektion: "Wir müssen die Selbständigkeit der Gemeinen, die unser Ziel ist, doch endlich an irgend einer Stelle beginnen lassen oder richtiger unterbauen. Und gerade am kritischen Punkt, Heranziehung der Gemeinvertretung in Fragen der Kirchenzucht, sind wir noch in den allerersten Anfängen. Mit ganzem Ernst hatte ich 1898 da einsetzen wollen, ein Beschluß war der AMK abgerungen worden, der in dieser Richtung wenigstens den Anfang eines Anfangs bedeutete; aber mein Gefühl hat mich nicht getäuscht, er ist nicht ausgeführt worden! Ja, es war, als ich jetzt daran erinnerte, einigen Brüdern etwas völlig Neues! - Es ist offenbar sehr schwer, aus den alten Geleisen herauszukommen..." (9).

So gingen die Missionare am Ende des Jahrhunderts auf den bewährten überlieferten Bahnen und blickten dankbar und nicht ohne Stolz auf das Erreichte zurück. Es heißt Ende 1899 in einem Diarium: "In den Memorabilien gedachten wir in einem Rückblick auf das ablaufende Jahrhundert der großen Segnungen, welche dasselbe unserem Hottentottenvolk gebracht hat, Aufhebung der Sklaverei im Jahr 1838, Ausbreitung des Missionswerks und der Missionsstationen nach allen Seiten und Hebung des braunen Mannes aus seinem verachteten und nützlosen Dasein zu einem arbeitenden, besitzenden und geschätzten Mitglied der Menschheit" (10).

Als treue Untertanen feierten sie im Jahr 1899 mit ihren Gemeinden den achtzigsten Geburtstag der "geliebten Königin Victoria". Nach einem Festakt in der Schule folgte etwa ein Umzug der Schulkinder hinter dem Bläserchor her unter dem Gesang von "God save the Queen" und anderen patriotischen Liedern, und am Nachmittag gab es allerlei Vergnügungen, Erfrischungen und Spiele auf der Festwiese, nicht viel anders, als es damals am Geburtstag Kaiser Wilhelms II., des Enkels der englischen Königin, in einer deutschen Gemeinde zugegangen sein mag. Im übrigen hielt man sich nach guter brüderlicher Tradition streng aus der Politik des Gastlandes heraus, im Unterschied zu den englischen Kirchen im Lande. So schreibt C. S. Günther: "Ist auch unsre Art nicht (Gott Lob! oder Leider!?) so an die Öffentlichkeit zu treten, wie diese Leute [sc. die Prediger der englischen Kirchen] es thun in öffentlichen Volksversammlungen, mit Zeitungsdiscussionen und dergl" (11). Die Interessen der Farbigen auf der politischen Ebene zu verfechten, war den Herrnhuter Brüdern nicht gegeben.

Die Farbigen hatten damals in der englischen Kapkolonie das Wahlrecht. Jeder, der mindestens £ 75 Einkommen hatte und etwas schreiben konnte, also "zivilisiert" war, durfte wählen, die Hautfarbe spielte keine Rolle. Anders war es in den Burenrepubliken Transvaal und Oranjerestaat, wo Nichtweiße kein Wahlrecht hatten, Pässe tragen mußten und anderen diskriminierenden Maßregeln unterworfen waren (12). Auf den Missionsstationen gab es denn auch eine ganze Anzahl Wahlberechtigte, die von den beiden Parteien in der Kolonie vor jeder Wahl umworben wurden. Die eine Partei war der Afrikaner Bond, die mit den Burenrepubliken sympathisierte und zu der die meisten Farmer in der Umgebung der Stationen gehörten; die andere war die der Progressiven, der englisch gesinnten, die, inspiriert durch Cecil Rhodes, die britische Machtsphäre und damit die Zivilisation nach Norden vorantreiben, auch über das Transvaal mit seinen Goldfeldern ausdehnen und im ganzen südlichen Afrika festigen wollten. Von Cecil Rhodes stammte die Parole: "equal rights for every civilized man South of the Zambesi" (13). Jeder "zivilisierte" Mensch, gleich welcher Hautfarbe, müsse auch im Transvaal das Wahlrecht bekommen und damit ein vollberechtigter Bürger werden, wie er es in der Kapkolonie schon war. Kein Wunder, daß die farbigen Wähler den Progressiven ihre Stimme gaben.

Kurz vor Ausbruch des Burenkrieges, als die Lage schon recht gespannt war, gab es wieder eine Parlamentswahl in der Kolonie. T. W. Zimmermann in Clarkson erzählt von den Wahlversammlungen am Ort und schreibt: "Zum Glück halten sich unsre Männer nur zur progressiven oder Regierungspartei, sonst würden wir politischen Zwiespalt haben. Die Bondspartei sagte unsern Leuten nicht zu. . . Für den Missionar war es geraten, sich seiner Stimme gänzlich zu begeben. Beide Parteien hatten versucht, auch ihn zu beeinflussen. . ." (14). Der Schullehrer von Clarkson, Eduard Louis, wurde von beiden Seiten besonders in Anspruch genommen. Als aber die Progressiven ihn aufforderten, Unterschriften zu einer Petition an die Königin zu Gunsten der Ausländer in Johannesburg, also gegen die Republik Paul Krügers, zu sammeln, schickte er auf Rat des Missionars das Papier leer zurück. Zimmermann lag es offenbar daran, es mit den Farmern der Umgebung nicht gänzlich zu verderben. Trotzdem äußerten einzelne von ihnen Clarksoner Einwohnern gegenüber nach Ausbruch des Krieges: "Wenn Krüger gewinnt, so wird der Missionar und der Schullehrer von Clarkson gefangen genommen und der Platz zusammengeschoßen" (15). Das pro-englische Farbigendorf in ihrer Mitte war ihnen ein Dorn im Auge.

Andere Folgen hatte die Wahl in Elim. Einer der beiden Schullehrer hatte bei den Wahlversammlungen verletzende Äußerungen gegen die Buren und damit gegen alle die Farmer in der Umgegend, die zur Bondpartei gehörten, fallen lassen und wurde deswegen vor den Magistrat zitiert. Daraufhin schrieb Th. Renkewitz auf Wunsch der Missionare einen Hirtenbrief an alle Lehrer in unseren Schulen, in welchem er sie vor unnötiger politischer Treiberei warnete (16). Es zeigte sich, daß die Doppelrolle der einheimischen Lehrer als Gehilfen der Missionare und als politische Sprecher für die Farbigen sie in schwierige Situationen bringen konnte.

Als dann am 11. Oktober 1899 der Krieg zwischen England und den beiden Burenrepubliken ausbrach, überwog bei den Missionaren die Sorge um die bevorstehenden unruhigen Zeiten und die Bitte um Frieden. Einzelne brachten auch deutlich ihre Sympathien mit den Buren zum Ausdruck. E.J. Schütz schreibt in Wittewater ins Tagebuch: "Da jeder wahrhaftige Christ überzeugt ist, daß Englands Raubpolitik verkehrt ist und Gottes Geboten ganz zuwiderläuft, so neigen sich die Sympathien natürlich mehr zu den gottesfürchtigen Bauern und selbst unsre Leute [sc. die Einwohner der Missionsstationen] fangen an, solche Politik zu verurteilen " (17).

Anders war die Reaktion der Farbigen. Sie engagierten sich leidenschaftlich für die Sache der Engländer. Deren Parole: "Equal rights" ließ sie neue, bessere Zeiten und eine Überwindung der Rassendiskriminierung im südlichen Afrika erhoffen. Viele ließen sich als Fuhrleute bei dem Militär anwerben. In Elim warb der Schulleiter R. Rasmus mit viel Erfolg Leute gegen ein Kopfgeld für diesen Zweck. Ebenfalls vom Elimer Schulleiter wird berichtet, daß er eine Sammlung für verwundete Engländer veranstaltete, die £16 einbrachte (18). In Wittewater kam es zu einer Spannung zwischen E.J. Schütz und dem Schulleiter Frederik Adams, da ersterer den Einwohnern riet, sich lieber zum Bahnbau als zum Kriegsdienst zu melden (19). In Gnadenthal mußten drei Studenten von der Hilfenschule entlassen werden. "Der Grund war eine arge Widersetzlichkeit, die nicht ohne Zusammenhang mit dem Wunsch, in den Krieg zu ziehen, gestanden zu haben scheint " (20). P. Hennig schreibt an die Missionsdirektion: "Der Freiheitsschwindel equal rights südlich vom Zambesi, das Schlagwort Rhodes, womit er es den Farbigen angethan hat, spukt in den Köpfen. Völlige Gleichstellung ist die Erklärung, die sich die Farbigen geben "(21)! Hennig urteilte skeptisch: Seiner Meinung nach erhofften sich die Farbigen von den Engländern viel mehr, als sie nach dem Kriege erhalten würden.

III

Nachdem die Engländer in den ersten Monaten des Krieges einige Niederlagen hatten einstecken müssen, wendete sich das Blatt im Februar 1900. Unter der Führung von Roberts drangen die zahlenmäßig weit überlegenen englischen Streitkräfte nach Norden vor, besetzten Bloemfontein, die Hauptstadt des Freistaats, fielen im Transvaal ein und nahmen Johannesburg und Pretoria (22). Jeder ihrer Siege wurde von ihren Freunden gebührend gefeiert und bestärkte die Farbigen in ihren Hoffnungen. Bei einer solchen Feier soll ein Prediger der Methodisten in Kapstadt in Aussicht gestellt haben, daß Farbige nach dem Endsieg die von den Buren verlassenen Farmen im Transvaal erhalten würden (23).

In einigen Gemeinden wendete sich der Patriotismus der Einwohner auch gegen die Missionare, soweit sie als Burenfreunde galten, und gegen die Bevormundung durch die Mission. Warum sollten nicht vor allem auf den Missionsstationen die Farbigen ihre volle Gleichstellung jetzt erhalten ?

In Mamre, das von allen Stationen Kapstadt am nächsten lag und wo deshalb die Verbindung mit der Stadt besonders lebhaft war, kam es zuerst zu einem Zusammenstoß. Als kurz vor Pfingsten die Entsetzung des von den

Buren eingeschlossenen Mafeking durch die Engländer bekannt wurde, wurde dieser Sieg von den Einwohnern mit Trinkereien und Tanzereien, zum Teil auf der Straße, gefeiert. Darüber betrübt, sagte der alte und kränkliche Bruder W. Kunick das Pfingstabendmahl ab, und die Versammlungen am Pfingstsonntag waren "von einem ernsten Bußton beherrscht" (24). Aber am Pfingstmontag morgen wehte mitten auf der "Werft" (25) auf einem hohen Mast eine englische Flagge, und auf einer Tafel war zu lesen, daß jeder, der sie entferne, strafrechtlich verfolgt würde. Ein Bürger von Mamre, der in der Stadt arbeitete, Mattheus Heathly, hatte zuvor im Auftrag einer Gruppe junger Leute Kunick ihre Absicht mitgeteilt, zu Ehren der Königin diese Flagge zu hissen. Aber Kunick hatte das für die Werft verboten, vermutlich mit Rücksicht auf die vielen Buren der Umgebung, die nach Mamre zur Kirche, zur Mühle und zum Winkel kamen, und sie angewiesen, im Dorf zu flaggen. Den Missionaren blieb nichts anderes übrig, als die Fahne hängen zu lassen, aber in der Abendversammlung erklärten sie der Gemeinde, daß sie zwar der Königin alle Ehre gäben, aber gegen die Art und Weise seien, mit der hier die Ordnung auf der Station verletzt worden sei. Trotzdem hatten sie den Eindruck, daß die Mehrheit der Gemeinde gegen sie sei und sie für "Bond"leute hielte (26).

M. Heathly nahm die Flaggensache zum Anlaß, sich schriftlich beim Gouverneur zu beschweren: Die Missionare in Mamre seien unloyal. Diese Beschwerde wurde zwar durch eine Untersuchung des Magistrats zu Gunsten der Mission erledigt. Aber Heathly hatte inzwischen zusammen mit anderen Männern von Mamre in der Stadt eine "Coloured political association of Mamre" gebildet, die sich zum Ziele setzte, die Brüdermission aus Mamre zu vertreiben und an ihrer Stelle die englische Kirche hinzubringen. Es ist dies die erste politische Organisation von Farbigen zur Wahrung ihrer Interessen, ein Vorläufer der landweiten "African Political Association", die zwei Jahre später in Kapstadt entstand. Das politische Selbstbewußtsein der Farbigen ist also damals auf einer unserer Grantstationen zur Wahrung örtlicher Belange nach geworden. In Mamre kam es zu Schimpf- und Drohreden gegen die Missionare und die Gruppe in der Stadt richtete eine zweite Petition gegen die Mission an den Gouverneur, die von vielen Bürgern von Mamre unterzeichnet worden war. Sie wurde abgewiesen. Kurz nachher starb W. Kunick und Carl Schreve übernahm das schwere Vorsteheramt. Die Schullehrer von Mamre, Daniel Joorst und Nathanael Jonas, scheinen sich aus dieser Kontroverse ganz herausgehalten zu haben (27).

Auch in Elim fingen die Schwierigkeiten mit einem Flaggendisput an. Hier war E.R. Lemmerz der Vorsteher, ihm zur Seite standen C.E.F. Poiet und S. Will, letzterer führte das Missionsgeschäft. Lemmerz berichtet im Tagebuch: "Die Farbigen, ganz auf Seiten der Engländer, ergingen sich in extremen Äußerungen der Freude über die Siege der Engländer. Über das Aushängen der englischen Flaggen bei solchen Gelegenheiten ist ja nichts zu sagen, daß aber nicht nur Flaggen, sondern auch Spott und Hohn von unseren Leuten in unangenehmer Weise gebraucht wurden, um die um Elim wohnenden Bauern zu ärgern und zu hänseln und die ohnehin schon sehr gespannte Föhlung zwischen den beiden Nationalitäten zu verstärken, dazu meinten wir Missionare nicht stillschweigen zu dürfen. . . Die nach Elim kommenden

Bauern wurden z. B. nicht mehr begrüßt, Arbeit ihnen einfach geweigert, so daß daraufhin eine ganze Anzahl Buren Elim einfach boykottierten²⁸⁾. Dabei war bisher das Verhältnis zu den benachbarten Farmern ein gutes gewesen. Viele von ihnen kamen zu den Gottesdiensten, zu Weihnachten und Ostern pflegten einige bei Elimern zu übernachten, auch waren sie die besten Kunden des sehr gut gehenden Elimer Winkels. So entschloß sich Lemmerz, den Einwohnern nahe zu legen, die Fahnen einzuziehen. Das führte sofort zu einer Klage beim Gouverneur in Kapstadt: Es werde ihnen verboten zu flaggen. Die Beschwerde wurde durch den Magistrat untersucht. Lemmerz konnte darauf hinweisen, daß der Gouverneur selbst die Volksgruppen in der Kolonie aufgefordert hatte, sich nicht unnötig gegenseitig zu reizen. Damit war der Magistrat zufrieden.

Kurz danach, am Geburtstag der Königin Victoria, sprach der Schulleiter in seiner Festrede begeistert von den "equal rights", die die Engländer den Farbigen jetzt erkämpften. Was er konkret darunter verstand, zeigte er bei anderer Gelegenheit dadurch, daß er seine zwei Kälber auf dem Rasenplatz der Werft vor den Missionshäusern weiden ließ, einer Stelle, die für das Vieh der Mission reserviert war, sowie für die Tiere der Buren, die zum Winkel oder zur Mühle kamen.

Nicht nur die Hoffnung auf volle Gleichberechtigung durch einen Sieg der Engländer bewegte die Gemüter in Elim, sondern auch die Furcht vor neuer Unterdrückung durch einen Sieg der Buren. Lemmerz besuchte einen alten Einwohner, der noch Sklave gewesen war und nun fürchtete, wieder in die Sklaverei zurückzugeraten und der den Missionaren wegen ihrer Burenfreundlichkeit die bittersten Vorwürfe machte.

In dieser Atmosphäre kam es in Elim zur Bildung einer merkwürdigen schwärmerischen Gruppe. Eine Einwohnerin, Martha Jantjes, erklärte, mit der Königin Victoria in direkter Verbindung zu stehen und verkündete, nach dem Sieg der Engländer werde die Königin die deutschen Missionare aus Elim vertreiben, alle Abgaben aufheben und sogar einen Ausschank alkoholischer Getränke eröffnen lassen. Sie forderte die Einwohner auf, die "Bondkirche" und die "Bondschule" nicht länger zu besuchen und die "deutschen" Gemeinordnungen nicht länger zu respektieren, denn sie ständen unter der Königin und nicht unter dem deutschen Kaiser. Abends sammelte sie eine Gruppe jüngerer Leute, vor allem Frauen, junge Mädchen und Schulkinder, in ihrem Hause und sang mit ihnen selbstgemachte Lieder zum Preis der Königin und Spottlieder auf die Buren und die Deutschen zur Gitarre und mit rhythmischen Bewegungen, so wie die Kinder sie in der Schule gelernt hatten. Eines Sonntags, es war der 30. September 1900, als die Glocke zur Predigt läutete, zog sie mit nicht weniger als 90 Anhängern hinter der Fahne her zu einem der wenigen englischen Farmer in der Nachbarschaft, dem Feldkornett Veale, um ihn mit ihren patriotischen Liedern zu erfreuen. Tags darauf sang die "Kompanie" zum ersten Mal auch in Elim abends auf der Straße. Martha richtete einen 25 Seiten langen Beschwerdebrief an den Gouverneur mit dem Ersuchen, den Vorsteher Lemmerz auszuweisen. Schon hieß es in Elim, die englischen Soldaten seien unterwegs, ihn abzuholen. Alle Häuser, die keine Flaggen zeigten, würden eingerissen werden. Zum

Glück wollte die Mehrheit der Gemeinde mit diesen Machenschaften nichts zu tun haben, auch der Schulleiter nicht, der deswegen von Martha aufs heftigste beschimpft und zusammen mit den Missionaren bedroht wurde. So hatten die Missionare die Kirchendiener und die Aufseher ganz auf ihrer Seite, als sie nun der "Kompanie" entgegentraten. Einzelnen vom Vorsteher und anderen gesprochen, gaben die meisten klein bei. Eine kleine Gruppe von Hartnäckigen wurde mit Hilfe eines Polizisten, den der Magistrat zur Verfügung gestellt hatte, ebenfalls veranlaßt, sich einzeln von den Missionaren und ihren Mitarbeitern ins Gebet nehmen und neu auf die Elimer Ordnungen verpflichten zu lassen. Hier wie auch anderwärts zeigte sich, daß der Obrigkeit, besonders den Magistraten, viel daran lag, die Autorität der Missionare auf den Stationen aufrecht zu erhalten. Schließlich blieben in Elim noch zwei junge Mädchen übrig, die sich weigerten, sich unter die "deutschen" Ordnungen zu beugen. Sie wurden vor den Magistrat zitiert, der sie zu je £ 2 Geldstrafe oder einem Monat Gefängnis verurteilte. Ein junger Engländer aus der Nachbarschaft bezahlte die Buße für sie und Veale veröffentlichte einen Zeitungsartikel: "Where is the Government ? Startling state of affairs in Elim. Persecuted for the crime of loyalty ! British subjects under Queen or Kaiser ?" Auf Wunsch der Gemeinde sandte der Schulleiter eine Erwiderung, und damit war bis auf weiteres in Elim Ruhe eingeleitet, wenn auch der Argwohn gegen die Burenfreundlichkeit der Missionare und die Hoffnung auf die Erlangung voller Gleichberechtigung unter England blieb (29).

Schwierigkeiten anderer Art erlebte E. W. Schaaf in dem abgelegenen Wittekleibosch unter den Fingus (30). Er war, als er sich 1898 als erster Missionar dort niederließ, ganz gegen den Willen der Schwarzen vom Magistrat zum "Kapitän" über sie ernannt worden und mußte als solcher auch die Hüttensteuer für den Staat einziehen. Nun griff damals unter den Schwarzen im Osten des Landes die äthiopische Bewegung um sich, deren Ziel es war, die Vormundschaft der Weißen auf kirchlichem Gebiet abzuschütteln und Nationalkirchen von Schwarzen für Schwarze zu gründen. Von ihr wurde ein früherer Evangelist von Wittekleibosch, Moses Mtimkulu, erfaßt und arbeitete mit einer Gruppe von Gleichgesinnten, der sich auch der Leiter der Missionschule anschloß, von Anfang an Bruder Schaaf entgegen. Eine Petition gegen Schaaf ging schon 1898 an die Regierung in Kapstadt mit acht Klagepunkten, die sich vor allem gegen ihn als Kapitän richteten und in denen er der Härte und Willkür bezichtigt wurde. Gleichzeitig ließ man ihn auf allerlei Weise spüren, daß er in ihrer Mitte unerwünscht war. Frauen fürchteten sich, zur Kirche zu kommen, da sie von ihren Männern und Prügeln bedroht wurden. Schaafs mußten Haus, Garten, Kinder, Feld und Vieh selbst besorgen, da die Leute Angst hatten, bei ihnen zu arbeiten. Seine Gemeinde schrumpfte von 400 auf 200 Mitglieder zusammen. Im Jahr 1900 wandten sich die Äthiopier zum zweiten Mal an die Regierung. Daraufhin kam ein hoher Beamter nach Wittekleibosch, und Schaaf konnte sein Amt als Kapitän endlich niederlegen. Trotzdem gingen die Schwierigkeiten weiter. Die Äthiopier hatten ihren eigenen schwarzen Prediger und planteten, ihre eigene Kirche und Schule neben der unseren zu errichten. Als daraus nichts wurde, versuchten sie, sich mit Gewalt unseres Gebäudes zu bemächtigen. Auch störten sie seine

Gottesdienste durch Lärm, so daß er während der Versammlungen die Tür von innen zuschließen mußte. Kurz, Schaafs lebten wie in einer belagerten Festung. Moses Mtinkulu aber suchte den farbigen Schulleiter unserer neuen Missionsschule in Port Elizabeth, Daniel Anthony, auf und drängte ihn, "sich doch auch der Emanzipation der Farbigen anzuschließen. . . , da es doch unnötig sei, daß ein gelehrter Mann sich noch von den Europäern ins Schlepptau nehmen ließe, die Farbigen wären jetzt doch keine Kinder mehr, könnten selbst Gemeinen unter farbigen Predigern bilden, wie es die Kaffern allgemein schon gethan u. s. w." (31). Er hatte bei dem Lehrer keinen Erfolg. Auch in Wittekleibosch hielt der Rest der Gemeinde treu zur Mission. Kirche und Schule blieben der Mission erhalten, wenn es auch mit der kirchlichen Einheit der Fingus in der Tzitzikamma endgültig vorbei war: Verschiedene kirchliche Gruppen stehen seither dort miteinander im Wettbewerb (32).

IV

Es ist aller Achtung wert, daß Paul Hennig, der Superintendent in Gnadenenthal, in dieser unruhigen Kriegszeit das Ziel der Selbständigkeit der Provinz unbeirrt verfolgte, zu diesem Zweck eine allgemeine Missionskonferenz zusammenrief und auf ihr einen Schritt in dieser Richtung durchsetzte. Er war 1899 auf der Generalsynode in Herrnhut gewesen und dabei zum Bischof gewählt worden. Die Synode hatte beschlossen, Südafrika-West solle innerhalb von 10 Jahren, also bis zur nächsten Generalsynode, zur völligen Selbständigkeit geführt werden (33). Schon jetzt solle SAW von der Missionsdirektion keine finanziellen Beihilfen mehr erhalten. Nur noch die Urlaubsreisen, die Kindererziehung, die Ausbildung und die Pensionierung der Missionare solle von Herrnhut finanziert werden. Alles andere, vor allem die Gehälter der zahlreichen Missionare, müßten in Südafrika aufgebracht werden. Das war dadurch möglich, daß die Geschäfte und die anderen Betriebe auf den Missionsstationen große Gewinne erzielten. Für 1899 zum Beispiel betragen die Einnahmen in Südafrika-West:

Geschäftserträge	£ 4150	
Landwirtschaft	288	
Apotheke	96	
Verschiedenes	44	
Zinsen	477	
Mitgliederbeiträge	<u>816</u>	
	£ 5871	(34)

Nach Abzug aller Ausgaben war noch eine Mehreinnahme von £ 809 geblieben. Das Bedenkliche daran war, daß die Mitglieder nur einen Bruchteil zur finanziellen Unabhängigkeit beitrugen und daß sie gar keine Mitverantwortung hatten. Die Unabhängigkeit beruhte auf den Erträgen der Geschäfte.

Hier wollte Hennig Abhilfe schaffen. Der allgemeinen Missionskonferenz, die vom 22. bis 31. August 1900 in Gnadenenthal tagte, legte er den Entwurf einer neuen Ordnung vor, nach der die Gemeinden die Gehälter ihrer Prediger mehr und mehr durch ihre Beiträge aufbringen und dafür mehr und mehr zur Mit-

verantwortung herangezogen werden sollten. Eine Gemeinde, die mindestens die Hälfte des Gehalts ihres Predigers aufbringe, solle das Recht erhalten, ihre eigenen Kirchendiener zu wählen, und eine Gemeinde, die das volle Gehalt aufbringe, dürfe sogar Abgeordnete für die allgemeine Missionskonferenz wählen. Das Gehalt eines Predigers war auf £ 120 per Jahr veranschlagt. Der biblische Grundsatz, daß eine Gemeinde für den Unterhalt ihres Seelsorgers aufkommen müsse, solle endlich von den Gemeinden in S. A. W. akzeptiert werden (35).

Zur Unterstützung seines Auftrages führte Hennig aus, die Gemeinden am Kap hätten die Pflicht und die Fähigkeit, die allgemeine Missionskasse jetzt zu entlasten. Wegen des Krieges sei das Einkommen der Farbigen zur Zeit besonders gut. Deshalb sei der rechte Augenblick gekommen, die Beiträge zu erhöhen und strikter einzufordern. Ferner kranke S. A. W. an einem großen Defekt: Es fehle jedes verantwortliche Organ der Gemeinde. Es gäbe nur die Konferenz der Aufseher und Kirchendiener, die sich hauptsächlich mit der äußeren Ordnung auf der Station beschäftige, und es gäbe die von den Missionaren ernannten Kirchendiener und -dienerinnen, die einige äußere Handreichungen täten und zweimal im Jahr eine Beratung mit den Missionaren hätten, bei der sie kaum den Mund aufzutun wagten. Die Provinz sei hierin so weit in der Entwicklung zurück wie kaum ein anderes Missionsgebiet. Die große Zahl der Missionare auf den Stationen sei in dieser Hinsicht ein Hindernis, das abgebaut werden müsse. In einer Gemeinde mit nur einem Missionar komme es leichter zu einer verantwortlichen Mitarbeit von Gemeindevetretern. Eine Konferenz von gewählten Sprechern der Gemeinde sei also eine dringende Notwendigkeit. Fehle sie, so suche sich das Bedürfnis nach Mitverantwortung leicht einen Ausweg in Wühlereien. Endlich wies Hennig darauf hin, daß die Rückgabe der Ortsverwaltung an den Staat auf den Grantstationen mit Sicherheit zu erwarten sei. Dann verbliebe der Mission in diesen Gemeinden nur die kirchliche Verantwortung. Es sei darum wichtig, ein tragfähiges kirchliches Gebäude jetzt zu errichten und eine kirchliche Verfassung jetzt einzuüben, bevor die alten Ordnungen auf diesen Stationen verfielen. Darum müsse jetzt gehandelt werden (36).

In der allgemeinen Aussprache über diesen Antrag äußerten die Brüder von den Landstationen mancherlei Bedenken, während die beiden Brüder von den Stadtgemeinden, R. Marx und C. S. Günther, dafür waren. Es hieß, die Leute seien noch zu unreif, der Zeitpunkt sei ungünstig, da gerade jetzt mancherorts das Vertrauen in den Missionar fehle, es sei nicht gut für seine Autorität, wenn die Gemeinde ihn bezahle und wisse, wieviel er bekomme. S. Will aus Elim hatte einen Antrag eingereicht, es solle an der Verfassung nichts geändert werden, bis nicht ein volles Jahr nach Beendigung des Krieges verflossen sei, da sonst viele in den Gemeinden die Erlangung größerer Rechte als eine Folge des Krieges ansehen würden (37).

Nachdem noch andere Zusatzanträge gestellt waren, Hennig seinen Antrag zäh verteidigt hatte und alles bis ins einzelne durchberaten war, wurde er schließlich mit nur geringen Abstrichen angenommen. Ein typischer Abstrich war, daß die Missionare sich das Vetorecht bei der Wahl der Kirchendiener vorbehielten (38). So war das Ganze nur ein bescheidener Schritt auf dem Weg

zur Selbstbestimmung. Aber es lag nun doch die erste "Kerk-Ordering voor de Zendinggemeenten der Evang. Broederkerk. . . in Kapland" (39) vor, in der es eine gewählte Gemeindevertretung, 'Kerkraad' genannt, gab und in der von gewählten Abgeordneten der Gemeinden auf der A.M.K. die Rede ist, sowie von der Pflicht jedes Mitgliedes, einen Beitrag, jetzt 'Kerkgeld' genannt, jährlich zu bezahlen; auch sollten von jetzt an die beiden Brüder, die mit dem Praeses die Provinz zu leiten hatten, von den Predigern (nicht den Missionaren) aus ihrer Mitte gewählt werden. Es entsprach alter brüderlicher Tradition, daß es in dem ganzen Konzept in erster Linie um die Schaffung von selbständigeren Gemeinden ging und erst in zweiter Linie um die Schaffung einer selbständigen Kirche. In seinem Schlußwort wies Hennig auf die große Bedeutung der neuen Verfassung hin und ihre tiefgreifenden Folgen. Zum letztenmal trafen sie sich voraussichtlich auf der A.M.K. im kleinen Kreis der Missionare und könnten in deutscher Sprache miteinander konferieren (40).

Aber die Ausführung hing nun doch sehr an seiner Person. Die Konferenz beschloß, der Praeses solle auf jeder Station nach und nach persönlich die neue Verfassung einführen. Nachdem das Placet von Berthelsdorf eingetroffen war, gelang es ihm noch, in Gnadenthal und Elim die ersten Schritte zur Einführung zu tun (41), dann machte die Verschärfung des Krieges weitere Reisen in dieser Sache unmöglich. Nach dem Krieg wurde Hennig in die Missionsdirektion berufen, die wirtschaftliche Lage am Kap verschlechterte sich, andere Probleme drängten sich in den Vordergrund, und das neue Konzept blieb bis auf weiteres liegen.

Auf dem Weg zu einer selbständigen Kirche war die Förderung der südafrikanischen Mitarbeiter nicht weniger wichtig als eine neue Kirchenordnung. Hennig konnte auf der Allgemeinen Missionskonferenz berichten, daß seit der letzten Tagung drei weitere Lehrer zu Missionsgehilfen berufen worden waren: Frederik Adams, Ernst Dietrich und Rudolf Balie. Er sorgte dafür, daß sie teilweise an den Sitzungen der A.M.K. teilnehmen konnten. In der neuen Kirchenordnung wurden sie Hilfsprediger genannt und bekamen Sitz und Stimme auf der allgemeinen Missionskonferenz. Auch hat er noch während des Krieges zwei Missionsgehilfen zu Predigern ordiniert, Jozua Jonker und Rudolf Balie, beide im Jahre 1901 (42). Izak Uys aber wurde als Prediger und Schulleiter von Pella nach Gnadenthal berufen und war damit der erste südafrikanische Prediger, der Mitglied einer Missionskonferenz wurde, nämlich der von Gnadenthal. Er war Witwer, so daß die offenbar delikate Frage, ob seine Frau in der Kirche nun neben den Frauen der Missionare auf der Arbeiterbank sitzen dürfe und solle, sich erübrigte (43). Auf der A.M.K. wurden auch die Gehälter der Lehrer nicht vergessen: Sie wurden von £ 30 auf £ 40 bis £ 60 per Jahr erhöht, je nach Dienstalter. Es ist schade, daß wir von den südafrikanischen Mitarbeitern, abgesehen von einigen Briefen, kaum etwas Schriftliches haben, so daß wir uns von ihnen nur mittelbar durch das Zeugnis der Missionare ein Bild machen können.

Endlich gab Hennig auf der Konferenz auch einen Bericht über die Zukunft der drei Grantstationen. Er führte aus, daß die Mission sich bisher der undankbaren Aufgabe, Treuhänder zu sein, unterzogen habe, damit die Einwoh-

ner nicht ihre Heimat verlören dadurch, daß alles von Weißen aufgekauft würde, so wie es auf den Stationen der früheren Londoner Missionsgesellschaft geschehen sei. Aber die Schwierigkeiten würden immer größer. Die Mission hätte weder das Geld noch die Machtmittel, die zur Verwaltung so großer Siedlungen nötig seien. Weder die Männerversammlung noch die Aufseherkonferenz funktionierten mehr, noch auch könnten Leute, die sich nicht fügen wollten, ausgewiesen werden. Nun habe die Regierung durch Gesetzgebung die Möglichkeit geschaffen, daß Kommunen von Farbigen gegen den Ausverkauf durch Weiße geschützt werden könnten. Deshalb könne die Mission die Treuhänderschaft jetzt mit gutem Gewissen zurückgeben. Sie werde dabei jeweils die Werft mit Kirche, Schule, Missionshäusern, Geschäft usw. als freies Eigentum bekommen, das andere käme unter eine Dorfverwaltung. Schon habe die Regierung infolge der jüngsten Unruhen auf einigen Missionsstationen beschlossen, einen Gesetzesentwurf für eine Neuregelung dem Parlament vorzulegen. Nur wegen des Krieges sei die Sache noch aufgeschoben worden. Die Mission werde sich dann auf diesen Stationen ganz auf die kirchliche Arbeit konzentrieren können. Der einzige Nachteil sei der, daß andere Kirchen sich dann eindrängen könnten und dürften. Aber Hennig war der Meinung, daß große Einbrüche kaum zu befürchten wären, da die Einwohner seit Generationen die Herrnhuter kirchlichen Gebräuche gewohnt seien. So konnten die Missionare hoffen, im neuen Jahrhundert die Verwaltung der Grantstationen, eine Quelle unendlicher Reibereien, los zu werden (44).

V

Doch wenden wir uns wieder dem Kriegsgeschehen zu. Mit dem Jahr 1901 trat der Krieg in eine neue Phase ein. Als die Königin Victoria nach einer Regierungszeit von 64 Jahren am 22. Januar 1901 starb, ging eine Welle der Trauer und Sorge durch die Missionsgemeinden am Kap. Mit ihr schien ein glückliches Zeitalter Abschied zu nehmen. Was würde die Zukunft bringen? Hennig bat die Missionsdirektion, eine Traueradresse nach London zu richten und schrieb: "... mag die Politik der herrschenden Partei [sc. der Progressiven] uns auch gegenwärtig manche Sorge einflößen, so sind wir uns stets bewußt geblieben, was wir England verdanken und welchen Dienst es der Mission, unseren Pflegebefohlenen wie unserer Arbeit, geleistet hat. Gerade bei solcher Gelegenheit muß dies ausgesprochen werden, umfaßt die Regierungszeit der Königin doch mehr als ein Drittel unserer bisherigen Missionsarbeit und hat gerade das englische Regiment sich als ein großer Segen für die Farbigen erwiesen, die in dem Rahmen der Regierungszeit der Königin Freiheit und Bürgerrecht erhalten haben" (45). Ähnlich äußerten sich auch die anderen Missionare in den stark besuchten Trauerfeiern.

Im gleichen Monat Januar fielen Burenkommandos in der Kolonie ein. Nachdem die Engländer im Freistaat und im Transvaal die Hauptstädte und die Bahnlagen besetzt hatten, dachten sie, der Krieg sei zu Ende. Aber die Buren gingen zum Guerillakrieg über. Bewegliche berittene Kommandos unter selbständig handelnden Führern, von der Landbevölkerung unterstützt und verproviantiert, machten das eroberte Land für die Engländer unsicher und

tauchten nun auch von Norden her in der Kolonie auf, wo sie ja auch überall auf den Farmen ihre Volksgenossen sitzen hatten. Daraufhin wurde in der ganzen Kolonie mit Ausnahme der Hafenzentren der Belagerungszustand erklärt (46). In jedem Distrikthauptort saß nun ein Kommandant, dem englische Soldaten zur Verfügung standen. Auch unsere Stationen kamen in verschiedenem Ausmaß unter Kriegsrecht. Alle Pferde mußten abgeliefert werden. Nur durch eine besondere Erlaubnis konnten einige Missionare ihre Stationspferde noch eine Weile behalten und sich damit die Verbindung zur Außenwelt sichern. Hafer und Lebensmittel wurden vom Militär requiriert. Gewehre und Munition mußten abgegeben werden. Die Post wurde zensiert, ausländische Zeitungen und Zeitschriften zurückgehalten. Mit Bedauern vermerken mehrere Missionare das Ausbleiben des "Herrnhut" und des Missionsblattes: In Elim durfte von 10 Uhr abends bis 6 Uhr morgens kein Licht gebrannt und das Haus nicht verlassen werden. Versammlungen in Privathäusern waren verboten, sowie aufrührerische Zwiesprache. Jetzt erst bekamen die Einwohner der Stationen den Ernst des Krieges zu spüren (47).

Um das Maß voll zu machen, brach in Kapstadt im Februar die Pest aus. Sie wütete besonders in den beiden Quartieren, wo überwiegend Farbige wohnten und wo große Scharen von Ratten ihr Unwesen trieben. Geschwister R. Marx in Moravian Hill waren also mitten drin. Es kam die Zeit, wo an drei Seiten von Moravian Hill je eine gelbe Fahne wehte, zum Zeichen dafür, daß die Pest in ein Haus eingekehrt war. Hennig berichtet, daß R. Marx wiederholt mit Kranken oder Verdächtigen zu tun habe, da er sich seiner Herde doch nicht entziehen könne. Aber der Herr habe ihm und Schwester Marx bisher gnädig die Furcht vor der Krankheit genommen (48). Es wurde erwogen, die beiden verseuchten Quartiere von Kapstadt ganz abzubrennen, aber dann sah man ein, daß das die Verbreitung der Krankheit noch fördern würde. Stattdessen erging der Befehl, kein Farbiger dürfe ohne einen Paß Kapstadt verlassen. Daß die Farbigen und nicht die Weißen ausdrücklich unter Paßzwang gestellt wurden, gab sofort böses Blut unter ihnen. Wo blieben nun die versprochenen 'equal rights'?

In Mamre richtete sich die Erbitterung gegen Carl Schreve, der als Vorsteher Übertreter durch einen Aufseher zu verhaften und dem Magistrat zuzuschicken hatte. M. Heathly mit seiner 'Coloured political association of Mamre' kündigte an, sie würden demnächst ohne Paß nach Hause kommen. Das taten sie dann auch zu Pfingsten. Es kam zu einer ärgerlichen Szene in der Öffentlichkeit, bei der Heathly und zwei seiner Freunde sich weigerten, sich festnehmen zu lassen und zur großen Freude der Zuschauer ins Feld entwichen. Schreve ließ daraufhin das Abendmahl ausfallen und hielt eine Bußpredigt. Dagegen marschierte eine Anzahl junger Leute am Pfingstmontag aus der Predigt und Heathly hielt auf der Straße eine Protestversammlung. Erneut ging eine Petition an die Regierung mit der Bitte, den deutschen Missionar durch einen englischen Prediger zu ersetzen (49). Sie wurde abgewiesen und einige Wochen später kamen einige Männer, sich bei Schreve zu entschuldigen. Daraufhin wurden ihnen ihre kirchlichen Rechte wieder gewährt: Einer durfte sein Kind nunmehr zur Taufe bringen. Hennig bemerkt dazu: "Die Gefahr liegt ja immer nahe, wo Geistliches und Weltliches so ineinander greifen, die geistliche Sehne etwas scharf zu spannen und mit geistlichen

Mitteln in Platzverhältnisse einzugreifen, oder jede Opposition auf kommunalem Gebiet für eine Opposition gegen den Missionar als Diener Gottes anzusehen" (50).

Auch in Port Elizabeth kam es zu Pestfällen, und die Behörden verfügten dort, daß jeder Farbige, der den Distrikt verlassen wolle, sich impfen lassen müsse. Auch hier war die Empörung unter den Farbigen über diesen Verstoß gegen die 'equal rights' groß und es kam zu einem regelrechten Streik und zu Massenkundgebungen auf freiem Felde. Der Streik hatte Erfolg: Die Regierung sah sich genötigt, die Pflichtimpfung auch auf die Weißen auszudehnen. Trotzdem betrachteten die Farbigen die Impfung noch mit großem Argwohn; man sah sie als eine Vergiftung an. Deshalb ließen sich Günther und sein Mitarbeiter, der Schulleiter Daniel Anthony, demonstrativ impfen, und Günther predigte am folgenden Sonntag über Römer 13, 1-5 mit dem Thema: Soll man sich impfen lassen oder nicht (51)?

Von den Landstationen war das große und überfüllte Gnadenthal besonders gefährdet. Deshalb erließ der energische Kommandant des Distriktes kurz vor der Karwoche ein Verbot gegen den Besuch des Ortes. Das betraf hunderte von Gnadenthalern, die über die Festtage nach Hause gehen wollten. Einige ließen sich nicht zurückhalten, darunter zwei Aufseher und andere respektable Familienväter. Sie wurden verhaftet und zu acht Tagen Zwangsarbeit verurteilt. Bald sah man sie kahlgeschoren unter Bewachung an der Straße arbeiten. So standen die großen Festtage dies Jahr unter einer schweren Wolke und auch hier richtete sich die Erbitterung gegen den Vorsteher, K. T. Wolter. Es hieß, er habe diese Verordnung angefordert und sei an allem Schuld (52).

Die Notverordnungen, die wegen der Pest erlassen wurden, hatten aber auch ihr Gutes: Rigorose Sanierungsmaßnahmen wurden auf unseren Stationen vorgeschrieben und unter militärischer Kontrolle durchgeführt. Hennig schreibt im Blick auf Gnadenthal: "Wir Missionare sind die Gesundheitskommission, jeder in seiner Wyk, und hinter uns steht der Korporal mit 6 Mann, die im Logement einquartiert sind, um das Geforderte durchzusetzen. Was wir oft gewünscht, eine Autorität hinter uns, das besitzen wir jetzt" (53). Die Schweineställe wurden aus der Siedlung entfernt, Abfälle und Unkraut weggeschafft, die Waschplätze verlegt, eine neue Wasserordnung eingeführt, W. C. 's nach Vorschrift gebaut, die Fenster der Schlafstuben vergrößert und sogar ein Nothospital errichtet. Eine solche Generalsanierung sei seit 100 Jahren nicht geschehen, schreibt Hennig vergnügt.

Ganz ähnlich ging es zur gleichen Zeit in Elim zu. Das führte dort zu einer Unzufriedenheit gegen die Mission. Martha Jantjes beklagte sich bei dem Distriktskommandanten, daß das Verlegen der Schweineställe und das Bauen von W. C. 's eine unerträgliche Last sei. Diese Maßnahmen müßten auf Kosten der Mission als des Eigentümers durchgeführt werden. Auch benutzte sie die Gelegenheit, den Kommandanten zu fragen, ob sie in Elim britische Untertanen seien und patriotische Lieder singen dürften. Der Kommandant wies sie an, sich den Anordnungen des Vorstehers, die zum besten des Platzes seien, in allen Stücken zu fügen (54).

Aber nun müssen wir uns etwas ausführlicher mit den Ereignissen in Enon, der östlichsten Grantstation, beschäftigen. Sie liegt nördlich Port Elizabeth. Enon war schon lange das Sorgenkind der Mission gewesen, allein schon wegen seiner dauernden Trockenheit. Die Einwohner mußten jahrelang auf gute Regenfälle warten und eine Aussaat nach der anderen verdarb. Wenn der Fluß endlich einmal herabkam und das trockene Bett füllte, eilten die Bläser ans Ufer, um das Wasser mit Dankchorälen zu begrüßen. Es war ein wichtiger Teil des Lebensunterhaltes der Enoner, in ihrem 'Busch' (55) Holz zu fällen und zu verkaufen. Als nun die staatliche Forstverwaltung im Jahre 1894 das Holzfällen in Enon verbot, um den Holzbestand zu schonen, war die Empörung der Einwohner groß. Handelte es sich doch um Enoner Grund und Boden. Sie kamen überein, sich im Distriktshauptort Uitenhage einen Agenten zu nehmen, um ihre Rechte ohne - notfalls gegen - die Mission durchzusetzen. Es gelang zwar Paul Hennig, bei der Regierung die Aufhebung des Gebots zu erwirken unter der Bedingung, daß die Mission es selbst unternahm, das Holzfällen streng zu kontrollieren. Aber es blieb die Unzufriedenheit der Enoner, daß sie in ihrem eigenen Busch nicht frei schalten und walten durften, und es blieb die Verbindung zwischen einer Gruppe von Einwohnern unter ihrem Führer Petrus Samson und dem Agenten H. Chase in Uitenhage (56).

In diese schwierige Situation hinein wurde im Jahr 1897 F. R. Rauh als Vorsteher berufen. Vom Januar 1898 bis zum Dezember 1901 ist eine Lücke im Enoner Diarium, so daß wir für die folgenden Ereignisse auf die laufenden ausführlichen Berichte von Hennig an die Missionsdirektion angewiesen sind sowie auf einige alte Zeitungsausschnitte. Rauh war ein Liebhaber von Zucht und Ordnung und griff unter Umständen zu drastischen Maßnahmen. Auf der A. M. K. vertrat er die Ansicht, es wäre am besten, wenn die Autorität auf der Station in einer Hand läge (57). Auch war er der Meinung, daß die Mission auf den Grantstationen an den Ordnungen von Hallbeck festhalten müsse und daß es zu früh sei, die kommunale Verwaltung abzugeben (58). Gleich im ersten Jahr seiner Amtsführung setzte er eine unpopuläre Maßnahme durch, nämlich die Ansiedlung einer Gruppe Schwarzer aus dem Sonntagsflußtal auf Enoner Grund (59). Wieder ging es den Enonern um ihre Bodenrechte. Und aus dem Jahr 1900 hören wir, daß er elf Männer, die auf Anraten von Samson ohne Lizenz im Busch Holz gefällt hatten, kurzerhand anzeigte. Sie wurden vom Magistrat zu je £ 3 Strafe oder 14 Tagen Gefängnis verurteilt (60). Daß bei Ausbruch des Krieges seine Sympathien auf Seiten der Buren waren und daß er das auch in Enon durchblicken ließ, ist zu vermuten. Hennig schreibt in dieser Hinsicht: "Es hat in der langen Trübsalsgeschichte Enons nicht an Fehlern von Seiten der Missionare gefehlt, ob und inwieweit solche in letzter Zeit vorgekommen sind. . . . unter den verworrenen Verhältnissen der letzten Jahre mit ihren scharfen politischen Gegensätzen, die ja früher bereits zu Klagereien zwischen Br. Rauh und Samson geführt hatten, weiß ich nicht" (61).

Als nun im Januar 1901 feindliche Burenkommandos im Norden von Enon auftauchten, scheinen Samson und seine Anhänger ihn verräterischer Handlungen

bezichtigt zu haben. In einer englischen Zeitung in Port Elizabeth war zu lesen, daß man in Enon ein Lager und Laufgräben baue, um den Buren einen Stützpunkt zu bieten (62). Bald danach tauchte eine englische Patrouille auf der Station auf, um die Sache zu untersuchen. Auf Rauhs Bitte wurden Samson und seine Freunde gerufen. Sie beschuldigten ihn, mit den Buren unter einer Decke zu stecken, und Samson zählte die Namen all der Farmer aus der Nachbarschaft auf, die in den letzten Wochen bei ihm aus- und eingegangen waren. Auch nannte er Stellen beim Missionshaus, wo verdächtige bauliche Veränderungen vorgenommen worden waren. Rauh konnte erklären, daß die Nachbarn wie eh und je zu ihm kämen, um sich homöopathische Mittel zu holen, und daß die baulichen Veränderungen ganz harmlosen Zwecken dienten. Damit gab sich die Patrouille zufrieden und wies die Kläger zu- recht (63).

Aber kurz danach, am 19. März 1901 erschien erneut eine Patrouille und verhaftete ihn unter der Anklage von Hochverrat. Vier Tage später wurde auch der zweite Missionar von Enon, F. Chleboun verhaftet, wenn auch nicht unter dem Kriegsrecht. Chleboun durfte bis zu seinem Verhör nach Enon zurückkehren. Rauh wurde gegen die hohe Kaution von £ 300 auf freien Fuß gesetzt, mußte aber in Uitenhage bleiben (64). Die Sache erregte landweites Aufsehen. In der Zeitung las man die Schlagzeilen: "Two German Missionaries Arrested. Charged with High Treason. Sensational Evidence Forthcoming." Das deutsche Konsulat schaltete sich ein und wollte interpellieren, aber Hennig winkte ab: "Predigerkonferenz war der Ansicht, daß wir alles vermeiden müßten, um unserer Arbeit einen irgendwie nationalen Stempel zu geben. . ." (65).

Ende März kam Rauh vor Gericht. Der öffentliche Ankläger war H. Chase, der Hauptzeuge für die Anklage Petrus Samson. Er und andere sagten aus, Rauh habe selbst keine Flagge und habe auch Enoner aufgefordert, ihre Fahnen einzuziehen. Vor allem habe er in der Kirche gesagt, man solle die Buren nicht hindern, wenn sie kämen. Ein Farbiger, der nicht nach Enon gehörte, bezeugte, er habe im Busch eine Patrouille von Transvaalburen getroffen, die ihn gefragt hätten, ob Rauh noch in Enon sei. Als Zeugen für die Verteidigung waren 20 Mann von Enon erschienen, angeführt vom Schulleiter Frederik Balie. Sechs von ihnen kamen zu Worte. Sie machten einen guten Eindruck und sagten aus, Rauh habe in der Kirche mit Beziehung auf die Angst der Einwohner vor den herannahenden Buren gesagt: "Haltet euch ruhig, wenn sie kommen. Es ist nicht euer Krieg. Bevor ihr etwas tut, müßt ihr die Order des Magistrats abwarten" (66). Der Magistrat schied in seiner Beurteilung zunächst die Flaggensache aus, denn als Rauh nach dem Zeugnis von Samson darüber zu ihm gesprochen hatte, war das Kriegsrecht noch nicht proklamiert worden. Was Rauhs Worte in der Kirche beträfe, so könne er nach den Erklärungen, die die Verteidigung gegeben habe, Rauh nicht für schuldig halten. Er sei freigesprochen, müsse aber in Zukunft in seiner verantwortlichen Stellung mit seinen Äußerungen sehr vorsichtig sein. Die lange Untersuchung werde ihm zur Warnung dienen. So konnte Rauh als freier Mann nach Enon zurückkehren. Reuter aber meldete: "Rev. Rauh acquitted. The Magistrate, however, commented severely on the indiscretion shown by the accused in making statements open to misconstruction at the present time,

and warned him to be more careful in the future"(67). Und die Cape Times kommentierte: Bei vielen sei der Verdacht entstanden, daß der Einfluß der Mission in Enon anti-englisch sei. Man müsse die Sache im Auge behalten. (68).

Chleboun wurde einen Monat später ebenfalls freigesprochen. Es handelte sich nach dem Urteil des Magistrats um eine Bagatelle: Er hatte im Winkel gelegentlich mit Pulver und Schußwaffen gehandelt, die die Einwohner zur Jagd und gegen Schlangen brauchten (69).

Der größere Teil der Gemeinde war froh, daß die Sache für die Mission gut ausgegangen war, aber die Opposition gegen Rauh ging weiter. Bemerkenswert ist, daß der Schulleiter in diesen Wochen wie auch sonst treu zu seinem nicht einfachen Vorgesetzten und Mitarbeiter gehalten hat, wofür er in Enon mancherlei Schimpfreden über sich ergehen lassen mußte. Derselbe Frederek Balie zog auch regelmäßig in seiner Freizeit nach dem Dorf der Schwarzen bei Enon, um den Kindern dort das Lesen der Bibel in ihrer eigenen Sprache beizubringen (70).

VII

In den letzten Monaten des Jahres 1901 sollten die Missionsstationen mit dem Krieg noch nähere Bekanntschaft machen. Am 4. September fiel Jan Smuts, damals General der Transvaalburen mit einem berittenen Kommando von 362 Mann in der Kolonie ein, um die Buren im Kapland gegen die Engländer aufzuwiegeln. Vertraut mit Land und Leuten umging er auf Gebirgspfaden die Stellungen der Engländer, versorgte sich durch gelegentliche Überfälle mit Pferden, Munition, Ausrüstung und Nahrung und drang in kühnem Zuge bis fast ans Meer bei Port Elizabeth vor (71). Hier kam es ganz in der Nähe von Enon zu einem Gefecht mit den Engländern. Smuts bog nach Westen ab und zog durch die ganze Kolonie bis an den Atlantik nördlich Kapstadt. Dadurch ermutigt, verstärkten andere feindliche Gruppen, die sich bereits im Kapland befanden, ihre Tätigkeit. Die Engländer, die einem Aufstand der Buren im eigenen Lande zuvorkommen mußten, verschärften den Belagerungszustand und überall auf den Landstationen machte man sich auf den Besuch von feindlichen Truppen gefaßt. In Clarkson wurden die Leute durch das zum Glück verkehrte Gerücht in Angst versetzt, Haarlem, die Nachbarstation der Berliner Mission in der Langkloof, sei von Buren zerstört worden. Zimmermann notiert im Diarium: "Daß... der Versuch zur Rebellion in der Kolonie unterdrückt werden muß, ist der Beschluß jedes christlich denkenden Bewohners... Auch unsere Eingeborenen stehen ausnahmslos zur Regierung"(72). In Gnadenthal vergrub Hennig vorsorglich die wichtigsten Archivstücke hinter dem Haus und schreibt von der Stimmung am Ort: "Da der Feind gerade auch die farbigen Treiber, wenn er ihrer habhaft wird, unbarmherzig behandelt, ist natürlich die Furcht unserer Leute eine große"(73). In Elim wurde der Winkel mit Sandsäcken verbarrikadiert und S. Will wurde verpflichtet, jede Annäherung des Feindes sofort zu melden und in diesem Fall die Mühle unbrauchbar zu machen. R. Rasmus warb die letzten Leute für den Militärdienst. 65 Männer eilten nach Swellendam, und nur Frauen, Kinder und Alte blieben zurück, um die Ernte einzubringen (74).

Das Kommando von Smuts hielt sich von nun an bis zum Ende des Krieges in der Gegend von Vanrhynsdorp, 250 km nördlich Kapstadt, wurde durch andere Gruppen und hunderte von Kolonialburen verstärkt und unternahm Streifzüge in die weitere Umgebung. Vor den Engländern war man hier verhältnismäßig sicher: Keine Eisenbahn führte so weit nach Norden, deshalb konnten keine großen Truppenverbände hierhin geworfen werden. Somit lagen die Stationen Goedverwacht und Wittewater unmittelbar unter Feindwirkung. Die Eisenbahn war damals von Kapstadt aus bis in die Nähe von Wittewater vorangetrieben worden. Von der Missionsstation am Berghang blickte man auf die Stelle hinab, wo die Bahnbrücke über den Bergrivier gerade im Bau war. Wegen der Nähe der Buren war der zivile Verkehr lahmgelegt, alle Pferde waren nach Süden in Sicherheit gebracht worden und englische Patrouillen streiften durch die Gegend (75).

Anfang Oktober drang ein Burenkommando unter dem gefürchteten Salomon Maritz, einem früheren Johannesburg Polizisten, nach Süden vor und tauchte in den Piketbergen auf, an deren Südseite Goedverwacht und Wittewater liegen. Oben auf der Hochfläche lebte ein vermöglicher englischer Farmer, Frank Versfeld auf seiner Farm Moutonsvallei. Er war ein Freund der Mission. Seine farbigen Arbeiter wurden vom nahen Goedverwacht aus besucht. Da er in der Gegend der einzige Farmer war, der auf Seiten der Engländer stand, zog das Kommando nach Moutonsvallei und plünderte die Farm. Verfelses hatte sich versteckt. Die Buren versuchten unter Drohungen, sein Versteck zu ermitteln, aber seine farbigen Leute hielten dicht, so daß er unversehrt davonkam (76). Das gute Verhältnis, das er zu seinen Arbeitern hatte, wird auch dadurch illustriert, daß er in eben diesem Jahr 1901 für sie zu gottesdienstlichen und Schulzwecken einen kleinen Saal baute. Es war der Anfang unserer Gemeinde Moutonsvallei, in der die Brüdergemeinde heute Kirche, Schule, Pfarrhaus, Klinik und Pfarrer auf einem Grundstück hat, das ihr von einem Nachkommen von F. Versfeld geschenkt wurde.

Am 11. Oktober kamen die Buren, etwa 130 Mann mit 300 Pferden und einigen Farbigen als Gefangenen nach Goedverwacht hinunter. Sie fragten vergeblich nach Pferden und Futter und ritten, zum Glück ohne den Winkel geplündert zu haben, auf die Nachbarfarm, wo sie kampierten. "Der Offizier und ein Deutscher schienen ganz nett zu sein" (77), schreibt C.A. Wagner. Im Dorf aber verbreitete sich das Gerücht, sie würden wiederkommen und wie die Wilden in Goedverwacht hausen. Da wollte niemand in seinem Hause schlafen. Viele Männer flüchteten in die Berge, und Wagner wies den Frauen, die allein waren, die Schule zum Übernachten an. Die Nacht ging aber ohne Störung vorbei.

Die Buren erschienen nun bei Wittewater, ritten südlich durch den Bergrivier und fielen im Distrikt Malmesbury ein. Am Sonntag, den 13. Oktober sah man, wie eine Gruppe Feinde unten am Fluß die Bahnstation demolierten, die Zelte daraus mitnahmen und den Fluß überquerten. Und als die Gemeinde zum Abendgottesdienst in die Kirche zog, erschien ein zweiter Trupp dicht beim Dorf. Da kehrten die meisten um, versteckten Kleider und Lebensmittel und übernachteten im Freien. Mit der Zeit gewöhnte sich die Gemeinde aber mehr daran, im Kampfgebiet zu leben, "zumal wir wußten, daß die Bauern ihr Christenthum durch Sonntagsheiligung und Respectierung der Missions-

stationen nicht verleugneten (wie die Gegner)." So Schütz im Diarium (78). Aber die Einwohner waren nicht dazu zu bewegen, zu den Farmern in die Umgebung zu gehen, um die Ernte einzubringen.

Acht Tage später hörte man in Wittewater Kanonendonner und konnte beobachten, wie die Buren vor den Engländern über den Bergrivier zurückwichen und sich und ihre Beute in Sicherheit brachten. Sie hatten etwa 1000 Pferde, die nach Süden geschafft worden waren, erbeutet, darunter die beiden guten Missionsgäule von Goedverwacht.

Der Schulleiter von Wittewater, Frederik Adams hatte in dieser Zeit zwei Farbige von Piketberg in seinem Haus, die für die Engländer Späherdienste leisteten. Auch ein weißer Späher ging bei ihm aus und ein. Schütz war darüber recht ungehalten und nennt das Lehrerhaus ein Spionszentrum. Er klagt, daß der Lehrer seine Pflichten vernachlässige und der Regierung mehr Gehorsam schuldig zu sein glaube als der Mission. Aber er hatte sich damit abgefunden, daß die Einwohner sich nicht davon zurückhalten ließen, den Engländern zu helfen, und ließ es geschehen, daß mehrere Leute von Wittewater sich jetzt zum Späherdienst meldeten (79).

Einen Monat später unternahm Maritz einen zweiten stärkeren Vorstoß nach Süden, der ihn bin in die Nähe von Kapstadt bringen sollte. Wieder fiel das Kommando über den Bergrivier im Distrikt Malmesbury ein. Dorf und Bahnstation Moorreesburg wurden von den Buren besetzt. Weiter südlich hatten die Engländer zwischen Malmesbury und der See in aller Eile und mit Hilfe von 130 Mamreern eine Reihe Blockhäuser gebaut. Aber das Kommando, 230 Reiter stark, brach durch und erschien am 9. November in Darling, wenige Kilometer nördlich Mamre. In Mamre war gerade der Geburtstag des englischen Königs gefeiert worden. Schreve hatte, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, eine mächtige Fahne auf der Werft hissen lassen. Da erschien der Kommandant von Darling, ein Geschäftsmann und ehemaliger Deutscher mit seinen drei Soldaten. Am nächsten Morgen flüchtete er in Zivil weiter nach Kapstadt, während die Buren seinen Laden in Darling plünderten. Man hörte, sie hätten auch eine Wagenkolonne überfallen und den Offizier und die bewaffneten farbigen Begleiter erschossen. Schon wurden auf den Mamreer Bergen feindliche Späher gesichtet und am Nachmittag brachten zwei englische Soldaten einen gefangenen Späher durch den Ort. An diesem Abend erwartete man auf der Station die Buren und viele Einwohner machten sich bereit, in die Dünen zu fliehen. Aber die Nacht und der folgende Tag verliefen ohne Störung.

Zwei Tage später erschien eine englische Truppe, 150 Mann zu Pferde. Die Offiziere quartierten sich bei den Missionaren ein und die Mannschaften biwaktierten auf der Werft. Die Schulkinder sangen ihnen: "Britannia rules the waves" und andere patriotische Lieder, wofür sie von den Soldaten, die schnell eine Sammlung machten, 10 Shilling erhielten. Dann drang die Truppe mit zwei anderen Gruppen nach Norden vor, und die Buren wichen nach einem kurzen Gefecht zurück. In Deutschland aber teilte das Auswärtige Amt der Brüdergemeinde mit, daß laut Nachricht vom Konsul in Kapstadt Mamre geplündert und zerstört worden sei (80).

Die Gefahr von Kampfhandlungen blieb für Goedverwacht und Wittewater bis zum Ende des Krieges bestehen. Nachdem die Bahnbrücke über den Berg-rivier fertiggestellt war, bauten die Engländer ein Fort daneben und legten eine Besatzung hinein. Die Frau des leitenden Offiziers wohnte bei Schütz in Wittewater. Große englische Truppeneinheiten kamen und gingen. Im Schutz des Forts entstand ein Notlager für 1300 farbige Flüchtlinge aus dem Norden, und auf Missionsgrund war ein Zeltlager für schwarze Bahnarbeiter. Wittewater war vorübergehend zu einem strategisch wichtigen Punkt geworden (81).

VIII

Die letzten Monate des Krieges waren nicht nur im Westen, sondern überall auf den Landstationen eine schwere Zeit. Die Bewegungsfreiheit der Einwohner war durch die scharfen Paßbestimmungen sehr gehemmt: Jeder, der die Station verlassen wollte, mußte sich von einem Missionar mit Angabe des Grundes einen Paß ausschreiben lassen. Die Lebensmittel waren knapp und schwer zu beschaffen, und die Missionsgeschäfte durften keine angemessenen Vorräte liegen haben. Reit- und Zugtiere, Futter und Stroh wurden requiriert. Soldatentrupps kamen kontrollieren. Männer wurden zum Bau von Blockhäusern und zu anderen militärischen Zwecken geholt. Diese Lebensbedingungen führten zu mancherlei Unzufriedenheit. Sie richtete sich auf einigen Stationen gelegentlich gegen die Mission, die ja die örtliche Behörde war und auch den Handel am Ort besorgte. In Mamre z. B. beschwerte sich M. Heathly beim Kommandanten darüber, daß im Winkel Wucherpreise verlangt würden. Daraufhin erschien an einem Sonntag eine Militärkommission, die die Klage untersuchte, aber zum Glück alles in Ordnung fand (82).

Während die Landstationen die Auswirkungen des Krieges empfindlich zu spüren bekamen, gedieh die Missionsarbeit in den Städten erfreulich. Von Moravian Hill aus hielt R. Marx in der Vorstadt Maitland regelmäßig Gottesdienst und erwarb dort im März 1902 ein Grundstück zum Aufbau einer zweiten Gemeinde in Kapstadt. Und in der jungen Gemeinde Moravian Hope in Port Elizabeth baute C. S. Günther Kirche und Schule und wirkte als Missionar unter Farbigen, Schwarzen und sogar Chinesen. Ende 1901 zählte er schon 250 von ihm betreute Leute. Die Schülerzahl in der kleinen Schule war in wenigen Monaten auf 70 gestiegen. Mehr konnte der Raum nicht fassen. Viele Kinder gehörten anderen Kirchen an, und Günther pflegte brüderlichen Kontakt mit den Predigern der verschiedenen Denominationen in der Stadt (83).

Daß die Brüdermission im Ganzen die Hochschätzung und das Vertrauen der Regierung in hohem Maße genoß, kam dadurch zum Ausdruck, daß der Gouverneur der Kapkolonie, Sir Walter Hely-Hutchinson, am 26. Februar 1902 Gnadenthal einen offiziellen Besuch abstattete. Glockengeläut und "God save the King" begrüßten ihn, als er mit seinem Gefolge hoch zu Roß auf der Werft erschien. Hennig überreichte ihm eine Adresse, die in der Gnadenthaler Druckerei schön vielfarbig gedruckt worden war. Es folgte ein Mittagessen in der Gehilfenschule, an dem alle Missionare teilnahmen, ein Besuch in der Schule und Besichtigungen von historischen Stätten und Gegenständen. Hennig berichtet einiges aus seiner Unterhaltung mit dem Gouverneur:

Beide Männer waren sich darüber einig, daß die "äthiopische Bewegung" sowohl für die Kirche als auch für den Staat eine Gefahr sei. Weiterhin sprachen sie ausführlich über die jetzige und die künftige Lage der farbigen Arbeiter. Jetzt, während des Krieges, wären sie ausnehmend gut bezahlt und im öffentlichen Leben umworben. Das stärke ihr Selbstvertrauen und ihr Gefühl, es dem weißen Manne gleich zu tun. Wie würden sie aber reagieren, wenn das nach dem Kriege wieder anders würde und sie, selbst wenn sie das Wahlrecht behielten, zu spüren bekämen, daß sie im wirtschaftlichen Leben und damit auch gesellschaftlich dem vierten oder fünften Stand angehörten? Beide Männer erwarteten offenbar, daß nach dem Kriege ein wirtschaftlicher Rückschlag kommen werde, und machten sich Sorgen darüber, daß die hochgespannten Erwartungen der Farbigen auf Gleichheit dann in eine Enttäuschung umschlagen würden (84). Darin sollten sie recht behalten.

Zunächst freilich wurde die Nachricht, daß am 31. Mai 1902 der Friede geschlossen worden sei, in allen Gemeinden mit großer Erleichterung und Freude begrüßt. Die Glocken läuteten, die Fahnen wurden gehisst, die Bläser bliesen und in der Kirche wurden Dankfeiern gehalten. Überall in der Kolonie streckten die Burenkommandos die Waffen, die englischen Soldaten wurden zurückgezogen, die Befestigungen bei den Dörfern wurden abmontiert, die Männer, die beim Militär gedient hatten, kehrten nach Hause zurück, die Läden auf den Missionsstationen füllten sich allmählich wieder mit Lebensmitteln, die Paßvorschriften wurden aufgehoben, es gab wieder Pferde, kurz, das Leben wurde wieder normal.

Im Mamreer Diarium finden sich ausführliche Reflexionen über das Ende und die Auswirkungen des Krieges. Schreve schreibt: "Also endlich der Friede geschlossen, freilich ein für das heldenmütige Burenvolk bitterer, durch die Not abgerungener Friede. Sie haben ihr Land und ihre Selbständigkeit aufgeben und die englische Oberhoheit anerkennen müssen. Wer wird wohl die Wunden dieses Krieges heilen? England hat wohl 3 Mill. Pfd. ausgesetzt, um dem Schaden aufzuhelfen, aber was ist das gegen das enorme Elend, das über Tausende gekommen! Da wird noch mancher Sommer ins Land gehen, ehe die zerstampften Felder und Gärten wieder den alten Ertrag liefern, und noch manche Thräne bitterer Erinnerung wird fließen, ehe das tausendfache Leid um die, die nicht mehr sind, von der Zeit begraben wird. Gleichwohl! Endlich Friede! Friede nach so langem heißen Streit! Und wie gnädig hat der Herr bis auf diesen Tag uns und unsere Gemeinde vor den Gefahren des Kriegs bewahrt, während andre Missionsplätze - nicht zu reden von den zahllosen Farmen - nur noch verlassene Trümmerhaufen sind" (85). Weiter klagt er, daß der Ernst des Krieges und Gottes gnädige Bewahrung die Gemeinde nicht zu der erhofften Buße und Umkehr gebracht habe, sondern daß im Gegenteil die Lockerung der Sitten, das Trinken, besonders unter der Jugend, Auflehnung gegen althergebrachte Gebräuche und feste Ordnungen und Ehrfurchtlosigkeit gegen Gott, sein Haus und seine Diener zugenommen habe. Es sei dies unverkennbar eine Frucht des Krieges und der zuvorkommenden Behandlung, die den Farbigen aus politischen Gründen in dieser Zeit zuteil geworden sei (86). Offenbar waren hier im großen stadtnahen Mamre Zucht und Ordnung und die Autorität der Missionare besonders stark erschüttert worden, während sie sich auf anderen Stationen, wie zum Beispiel in Clarkson und Goedverwacht zunächst ziemlich unversehrt erhalten hatten.

Damit kommen wir schließlich zu einer Beurteilung dieser Periode in der Geschichte von Südafrika-West. Überblicken wir sie, so fällt besonders das Erwachen eines stärkeren Selbstbewußtseins unter den Farbigen und damit in den Herrnhuter Gemeinden auf. Man brauchte und umwarb sie. Und da die englische Seite erklärte, sie kämpfe für gleiche politische Rechte aller zivilisierten Menschen im südlichen Afrika, setzten sie sich im Krieg leidenschaftlich für einen englischen Sieg ein. Dabei ging es ihnen nicht nur um das Wahlrecht, sondern um Gleichberechtigung in einem umfassenderen Sinne: Es war für sie im Lande der Segregation eine Lebensfrage, Anerkennung als Menschen gleichen Rechtes zu finden. Dafür fochten sie nun, besonders im ersten Teil des Krieges, als das öffentliche Leben noch nicht durch den Belagerungszustand gelähmt war.

Das konnte auf den Stationen zu Schwierigkeiten führen, wo die Missionare mit den Buren sympathisierten. Obwohl alle Missionare ihre Pflichten der Regierung gegenüber loyal erfüllten, waren doch die Sympathien von mehreren deutlich auf der Seite des Burenvolkes, ebenso wie die der meisten Farmer in der Umgebung der Missionsstationen und wie die der öffentlichen Meinung zu Hause in Deutschland. Gerade auf den Stationen solcher Brüder kam es zu Reibereien. Über der wüsten Art und Weise, mit der hier mancherorts vorgegangen wurde, und den Exzessen, zu denen das führte, darf man die Motive nicht übersehen.

Besonders stark war die Opposition gegen die Missionare auf den Grantstationen Mamre und Enon. Denn hier war die Mission nur Treuhänder und die Einwohner waren überzeugt, hier eigene Rechte anmelden zu können. Daß Gnadenthal, die dritte Grantstation, diesmal, soweit wir wissen (87), von größeren Unruhen verschont blieb, mag an der großen Zahl der Missionare dort und an dem Einfluß von Leuten wie Hennig gelegen haben. Jedenfalls machten es die Vorgänge in Mamre und Enon sowohl den Missionaren als auch der Regierung sehr deutlich, daß die Mission von der Vormundschaft für diese Farbigenörter endlich befreit werden müsse und neue staatliche Regelungen zu ihrer Verwaltung zu treffen seien. Es war für die Mission fast unmöglich geworden, hier noch Ordnung zu halten. Freilich sollte es noch bis 1909 dauern und noch sehr viel Streit und Ärger kosten, bis das Gesetz zur Neuregelung der Grantstationen endlich vom Parlament verabschiedet wurde, und weitere Jahre, bis es auf allen Stationen eingeführt wurde. In Mamre und Enon geschah dies 1911 und in Gnadenthal erst 1926!

Aber nicht nur auf den Grantstationen, sondern auch in anderen Landgemeinden wurde die alte patriarchalische Ordnung durch Unruhen während des Krieges in Frage gestellt. Sie zeigten, daß es hohe Zeit war, den Einwohnern sowohl in der äußeren Verwaltung als auch im kirchlichen Leben ein echtes Mitspracherecht einzuräumen. Hennig hatte recht, als er auf der allgemeinen Missionskonferenz darauf hinwies, daß sich dort, wo alle Entscheidungen von den Missionaren als den Vätern oder gar souverän vom Vorsteher getroffen würden, das Bedürfnis nach Mitverantwortung leicht in Wühlereien einen Ausweg suche. Viele Missionare hielten freilich die alte Art der Amtsführung für alle Beteiligten bis auf weiteres immer noch für das Beste. Sie ließ sich ja auch biblisch durch den Hinweis auf das vierte Gebot und Römer 13 gut be-

gründen, und viele Einwohner wünschten sich nichts besseres. Umso bedeutungsvoller ist es, daß es Hennig mitten im Krieg auf der A. M. K. gelang, die Provinz im Sinne der Beschlüsse der Generalsynode von 1899 auf dem Weg zur Selbständigkeit einen Schritt weiter zu führen und das Konzept einer ersten Kirchenordnung zur Annahme zu bringen. Freilich blieb es zunächst bei dem Denkanstoß. Erst viele Jahre später wurde die neue Kirchenordnung in stark abgeänderter Form wirklich eingeführt. Auf einem Gebiet wurde die Vormundschaft der Mission auch in Hennigs Reformprogramm nicht angetastet: Die Geschäfte auf den Landstationen blieben uneingeschränkt unter der Kontrolle der Missionare. Eine Hinzuziehung der Einheimischen zur Mitverantwortung trat hier nicht ins Blickfeld.

Der Burenkrieg hat also auf mehreren Landstationen zu einer Autoritätskrise geführt. Es blieb offen, ob die Gemeinden diese Krise überwinden und in einer neuen, mehr demokratischen Form wieder Gemeinorte werden würden, oder ob sie sich endgültig in rein säkulare Ortschaften verwandeln würden. Die äußere Voraussetzung für ersteres war zum mindesten bei den Eigentumsstationen dadurch gegeben, daß alle Einwohner auch zur Gemeinde gehörten, daß also kirchliche Gemeinde und Kommune zusammenfielen. Auch die Tatsache, daß auf allen Stationen den Krieg hindurch der Kern der Gemeinde treu zu ihren Predigern hielt, war ein hoffnungsvolles Zeichen. Es darf auch nicht übersehen werden, daß die Berichte über die Kriegsergebnisse, die Spannungen und die Reibungen in allen Diarien einen kleineren Raum einnehmen als die Berichte über das kirchliche Leben und besonders über Einzelseelsorge. Das pietistische Erbe der Brüdermission mit dem Nachdruck auf der Sorge für den Einzelnen war immer noch die Stärke und die Grenze ihrer Missionsarbeit.

Ein anderes Bild boten die Gemeinden in Kapstadt und Port Elizabeth in den Kriegsjahren. Sie erlebten ein kräftiges und ungestörtes Wachstum. Es deutete sich an, daß die Arbeit in den Städten im neuen Jahrhundert ein viel größeres Gewicht bekommen würde als bisher. In den Städten konnte natürlich von Ortsgemeinden nicht die Rede sein, obwohl auch hier wenigstens eine beschränkte Zahl von missionseigenen Wohnhäusern für Gemeinmitglieder direkt neben den Kirchgrundstücken gebaut wurden.

Endlich ist es für die weitere Entwicklung wichtig, die Rolle zu beachten, die die Schulleiter und Missionsgehilfen in dieser Zeit gespielt haben. Denn aus ihrem Kreis kamen in den nächsten Jahrzehnten die Prediger für die Gemeinden. Viele von ihnen haben sich im Unterschied und zum Teil im Gegensatz zu den Missionaren aktiv politisch betätigt, waren sie doch durch ihre höhere Bildung die gewiesenen Sprecher für die anderen. Diese Rolle sollten sie auch in der Folgezeit noch lange behalten. Freilich in ihrer Hoffnung, daß die Engländer nach dem Krieg überall volle Gleichberechtigung einführen würden, wurden sie enttäuscht. Umso wichtiger war es für sie, wenigstens auf kirchlichem Gebiet mehr und mehr in die Mitverantwortung hineingezogen zu werden. Obwohl sie in vielen Fällen eine andere Stellung bezogen als die Missionare, haben sie sich doch in verschiedenen Krisen öffentlich entschlossen auf die Seite ihrer vorgesetzten Mitarbeiter gestellt. Ihre Liebe zu ihrer Kirche und ihre lange und gründliche Ausbildung an der Gehilfen-

schule und im kirchlichen Dienst bewährten sich. Das war für die weitere Entwicklung verheißungsvoll.

Die Kriegsjahre brachten also mancherlei Spannungen und Reibungen für die Arbeit in Südafrika-West mit sich, haben aber gerade dadurch zur Überwindung der patriarchalischen Arbeitsweise in Richtung auf eine selbständige Provinz einen kräftigen Anstoß gegeben, ganz im Sinne der langjährigen Bemühungen der Generalsynoden und der Missionsleitung in Europa.

Quellen und Literatur

Diarien von Gnadenthal, Mamre, Enon, Elim, Clarkson, Goedverwacht, Wittewater, Moravian Hill, Moravian Hope, Wittekleibosch (abgekürzt: Di. Gn., Di. Ma. usw.).

Protokoll und andere Papiere der allgemeinen Missionskonferenz in Gnadenthal 1900 (abgekürzt: A. M. K.).

Briefkopien von P. O. Hennig an die Missionsdirektion 1899 - 1902 (abgekürzt: Briefe an M. D.).

Protokolle der Helferkonferenz in Gnadenthal (Heko).

Briefe von Gemeinden an P. O. Hennig 1902 (Briefe an Hennig).

C. Buchner, Acht Monate in Südafrika. Gütersloh 1894 (Buchner).

Missions-Ordnung der Süd-Afrikan. Westlichen Provinz. Herrnhut 1894 (Missionsordnung 1894).

A. Schulze, 200 Jahre Brüdermission. Das zweite Missionsjahrhundert. Herrnhut 1932 (Schulze).

J. S. Marais, The Cape Coloured People 1652 - 1937. London 1939 (Marais).

J. C. Smuts, Jan Christian Smuts. Kapstadt 1952 (Smuts),

E. A. Walker, A History of Southern Africa. London 1957 (Walker).

P. Hinchliff, The Church in South Africa. London 1968 (Hinchliff).

M. Schüz, Die Herrnhuter Mission in Südafrika-West am Ende des 19. Jahrhunderts. Manuskript (1977) (Schüz), abgedruckt in: Unitas Fratrum H. 5. 1979 S. 3-24

Anmerkungen

- 1) Schüz, S. 14
- 2) = Kaufladen
- 3) = Lehrerinnen
- 4) Missionsordnung 1894 § 6
- 5) Schüz, S. 15
- 6) Buchner, S. 129, 130
- 7) Schulze, S. 378/379
- 8) Schüz, S. 3-8
- 9) Briefe an M. D. 26. 6. 1900
- 10) Di. Mor. Hill, S. 21
- 11) Di. Mor. Hope, S. 22
- 12) Walker, S. 432; Marais, S. 275
- 13) Marais, S. 277
- 14) Di. Cl. S. 72
- 15) Ebd., S. 78
- 16) Di. Elim 1899; Heko 21. 2. 1900; A. M. K. S. 55
- 17) Di. Wittew. Oktober 1899
- 18) Di. Elim 1900
- 19) Di. Wittew. 1899 - 1902 passim.
- 20) Briefe an M. D. 1. 6. 1900
- 21) Ebd.
- 22) Walker S. 486 - 491
- 23) Briefe an M. D. 1. 6. 1900
- 24) Di. Ma. 1900 erste Hälfte
- 25) = der Platz, auf dem die Missionsgebäude stehen
- 26) Di. Ma. 1900 erste Hälfte
- 27) Di. Ma. 1900 zweite Hälfte und 1901 erste Hälfte
- 28) Di. Elim 1900; Briefe an M. D. 25. 10. 1900
- 29) Di. Elim 1900; Briefe an M. D. 27. 10. 1900, 10. 11. 1900
- 30) Zum folgenden: Di. Wittekl. 1898 - 1902
- 31) Di. Mor. Hope S. 73
- 32) Zur äthiopischen Bewegung: Hinchliff S. 90 - 97
- 33) Schüz, S. 8
- 34) A. M. K., S. 62 Beilage
- 35) A. M. K. Beilage: Antrag Hennig
- 36) A. M. K., S. 10 - 17
- 37) A. M. K., S. 18 - 37; Briefe an M. D. 1. 6. 1900
- 38) A. M. K., S. 37
- 39) Ebd. Beilage
- 40) Ebd., S. 108
- 41) Ebd., S. 109; Briefe an M. D. 23. 2. 1901
- 42) Briefe an M. D. 10. 5. 1901
- 43) Ebd., 27. 10. 1900
- 44) A. M. K., S. 65 - 69
- 45) Briefe an M. D. 28. 1. 1901
- 46) Walker, S. 494
- 47) Diarien Januar 1901 passim.

- 48) Briefe an M. D. 16. 3. 1901
- 49) Di. Ma. 1901 erste Hälfte
- 50) Briefe an M. D. 13. 7. 1901
- 51) Di. Mor. Hope S. 75 - 77
- 52) Briefe an M. D. 13. 4. 1901
- 53) Briefe an M. D. 16. 3. 1901
- 54) Di. Elim 1901
- 55) = Wald
- 56) Di. Enon 1894 - 1897 passim.
- 57) A. M. K., S. 69
- 58) Briefe an M. D. 16. 12. 1901
- 59) Siehe oben S. 3
- 60) Briefe an M. D. 1. 6. 1900
- 61) Ebd. 13. 4. 1901
- 62) Ebd. 9. 2. 1901
- 63) Ebd. 16. 3. 1901
- 64) Ebd. 30. 3. 1901
- 65) Ebd. 10. 5. 1901
- 66) Ebd. 13. 4. 1901
- 67) Ebd.
- 68) Ebd.
- 69) Ebd. 10. 5. 1901
- 70) Briefe an Hennig 13. 8. 1902
- 71) Smuts, S. 70 - 80
- 72) Di. Cl., S. 130
- 73) Briefe an M. D. 9. 9. 1901
- 74) Di. Elim 1901
- 75) Smuts, S. 70 - 80; Goedv. und Di. Wittew. 1901 passim.
- 76) Mündliche Überlieferung der Versfeld Familie; Di. Goedv. 7. 10. 1901,
20. 4. 1902
- 77) Di. Goedv. 11. 10. 1901
- 78) Di. Wittew. 13. 10. 1901
- 79) Di. Wittew. Oktober und November 1901
- 80) Di. Ma. 1901 zweite Hälfte
- 81) Di. Wittew. Dezember 1901 bis Mai 1902
- 82) Di. Ma. 1901 zweite Hälfte
- 83) Di. Mor. Hope 1900 - 1902 passim.
- 84) Briefe an M. D. 3. 3. 1902
- 85) Di. Ma. 1902 erste Hälfte
- 86) Ebd. zweite Hälfte
- 87) Im Gnadenthaler Diarium ist eine Lücke von 1900 bis 1902

THE MORAVIAN MISSION IN SOUTH AFRICA WEST DURING THE BOER WAR 1899 - 1902

At the end of the 19th Century the Moravian work in the Cape Province consisted of 9 missionstations modelled on the European Settlement congregations. These were ruled patriarchally by the missionaries and concentrated on the "cure of souls." A small city mission and a new work among the blacks also existed as a small part of the church's work. A single native minister served in the Province, at Pella; the rest of the ministers were Europeans. Politically speaking, the "Coloureds" had the right to vote in the Cape Colony, but not in the Transvaal and Orange Free State, the two Boer republics. Two parties opposed each other in the Cape, the "Afrikaaner Bond", sympathizing with the Boers, and the "Progressives", who favoured the English.

War broke out between England and the Boer republics on October 11, 1899. The sympathy of several missionaries was with the Boers: the Coloureds in the congregations participated strongly on the side of the English, finding in their slogan "Equal Rights" a hope for the end of racial discrimination. These differences soon led to friction. In Mamre, near Capetown, a citizen named Matthew Heathly raised a flag on the wharf following an English victory. During the evening service the missionaries declared themselves opposed to this infringement against the rules of the mission station. Whereupon, Heathly complained in writing to the governor and formed the "Coloured Political Association of Mamre", with the aim of driving the Moravians out of Mamre and replacing them with the Anglicans. That was the first political organisation by the Coloureds to protect their own interests, and was a predecessor of the "African Political Association", formed in Capetown two years later.

There was a similar flag controversy in Elim. This led to the forming of a black organisation around Martha Jantjes, who proclaimed that following the English victory the Queen would expell all the German missionaries out of Elim, do away with all taxes and even open a tavern to serve alcohol. She called on the inhabitants of Elim to no longer respect the "Bond" church, and to disregard the German congregational rules. But her influence was small, both the religious and political communities stood behind the missionaries. In Wittekleibosch, the "Ethiopian Movement" to have an African church run by Blacks, found a following among the Fingus and seriously threatened the missionary, Br. Schaaf. His congregation shrank from 400 to 200 but despite that the Moravian church and school were preserved.

Despite the confusion of the war years, Superintendent Paul Hennig in Genadendal held steadfastly on the course of independence for the Province. At the General Mission Conference from the 22-31 August, 1900 in Genadendal the first "Church Rules for the Mission Congregations of the Moravian Church in the Cape Province" were adopted. An elective representation in the congregations, the "Kerkraad", was instituted as was the payment of the "Kerkgeld", an assessment so that the province might become financially independent of

Germany. Hennig also succeeded in calling more South Africans into the work of school and church. In 1901 the war worsened. Queen Victoria died and the Boers began a guerilla war, and the whole colony was declared in a state of siege. Meetings in private houses were forbidden and the post was censored. The plague broke out in Capetown and Port Elizabeth, being especially bad in the coloured sections. The government tried to combat it with forced inoculations and the long overdue digging of sewers. There is always trouble where the missionaries are also secular authorities, as in Mamre. In Enon, the missionaries Rauh and Chleboun were arrested and investigated because they sympathised with the Boers. Although released, an undercurrent of mistrust remained among the Coloureds as a result of Rauh's highhanded manner. In 1901 the Boers had the population in an uproar of anxiety. The missions at Goedverwacht and Wittewater were on the front. The latter was taken over by the British as strategic and made into a fort and refugee camp. The war ended May 31, 1902. Krüger says that although the war produced much unrest, it did succeed in ending the patriarchal rule of missionaries and bringing about independence in line with the Mission Board in Herrnhut and the General Synods.